

Effiziente Idealisten

Die Welt verbessern: Heute geht das anders als vor 40 Jahren – eine Reportage von Imke Wangerin.

Wir sind, was wir tun, das könnte ihr gemeinsames Motto sein. Wenn sie eins hätten. Sie haben auch keine Parolen und keine Wut. Sind nicht träumerisch und rebellisch. Nur der Wunsch, die Welt zu verbessern, eint sie mit der Protestgeneration der 68er und ihrer Nachfolger. Der Unterschied indes liegt im Wie: Nicht auf einmal, in einem großen Umsturz, sondern im Kleinen, alltäglich, pragmatisch, effizient. Nicht das Sein ändern, sondern zuerst das Bewusstsein. So ticken die Social Entrepreneurs von heute.

Sie haben keine Lobby, keine Parolen und keine Wut. Würde man sie politisch oder weltanschaulich einordnen, wäre das wahrscheinlich links. Linkssein ist aber nicht etwas, worüber sie sich identifizieren. Sie sehen sich weder als Teil einer Gruppe noch als Teil einer Bewegung. „Wir sind, was wir tun“ – das könnte ihr gemeinsames Motto sein, wenn sie eins hätten. Die neuen Weltverbesserer denken ökologisch und ökonomisch. Sie glauben an Wachstum, Wertschätzung und Vernetzung. Sie sind nicht träumerisch und rebellisch, sondern pragmatisch und effizient.

Das unterscheidet sie von den Weltverbesserern der Vergangenheit, die gegen das Bestehende aufbegehrten und die gesellschaftlichen Verhältnisse umkrempeln wollten. Wer die Welt verändern wollte, kämpfte gegen das System. Die Weltverbesserer 2.0 hingegen arbeiten mit dem System. Während die Alten ihre Aufmerksamkeit und Kraft auf das richteten, wovon sie weg wollten, lenken die Neuen den Blick auf das, wo sie hin wollen. „Hin zu“ statt „weg von“ ist gedanklich ein kleiner, praktisch aber ein signifikanter Unterschied.

Die Zeiten sind anders und daher auch die Herangehensweisen. Den 68ern ging es darum, den alten Mief abzuschütteln; den rasenden Zug des Mainstream aufzuhalten – sie taten das Naheliegende und traten auf die Notbremse. Die Neuen wollen das wabernde Unsichere und die kleinen Freiräume der Zukunft gestalten, statt immer auf das Rot der Klimakarten zu starren. Sie wollen machen. Den Strom der Energien umlenken. Nicht bremsen.

Aber was gibt es heute für Möglichkeiten, Zukunft zu gestalten und gesellschaftliches Denken und Handeln zu verändern?

Gertrud Graf ist Lehrerin und zeigt, dass ökonomisches und egalitäres Denken sich nicht ausschließen. Sie versteht das

*Wir Visionauten – Jutta Goldammer am Flughafen.
© Visionauten*



System Schule als Unternehmen. Der Lehrer bringt darin als Produkt Schüler hervor, die Kundschafter ihrer eigenen Fähigkeiten sind. Der Schüler als Unternehmer wiederum lernt, die eigenen Ressourcen einzuschätzen und in Eigenverantwortung weiterzuentwickeln.

Freitag, 9:40 Uhr. Gertrud Graf unterrichtet die Klasse 10.3 der Moses-Mendelssohn- Gesamtschule, Moabit, in Deutsch. Die 18 Schüler und Schülerinnen sollen bis zum Ende des Jahres den Hauptschulabschluss ablegen. Deutsch ist nur für zwei von ihnen Muttersprache. Jusuf liest aus einer Hausaufgabe vor: Darin soll er beschreiben, was er in der Projektwoche gelernt hat. Ihr Thema war Existenzgründung. Gemeinsam mit einem Unternehmensberater und drei Mitschülern hat Jusuf einen Lifestyleshop gegründet, in dem er coole Shirts, Skateboards und Accessoires verkaufen würde. Dafür hat er eine Mappe mit Kundenprofil, Investitionsplan, Werbekampagne und Lebenslauf zusammengestellt. Jusuf trägt schwarze Locken, offenes Hemd und schwarze Lederjacke. Er nuschelt. „Das war inhaltlich sehr gut Jusuf. Für dein Image würde ich dir noch empfehlen, etwas klarer und deutlicher zu reden“, sagt Gertrud Graf. Als Unternehmer-Lehrerin möchte sie, dass die Schüler die eigenen Kompetenzen in der Welt platzieren können. „Touch, turn and talk!“, ruft Bascha, das ist der Schlachtruf für gutes Vortragen, wie es die Schüler bei Frau Graf gelernt haben: Anschauen, umdrehen, sprechen. „Ich habe außerdem gelernt, dass man mit Offenheit und Freundlichkeit viel erreichen kann“, sagt Jusuf. Diesmal versteht man ihn.

Hinten im Raum wird es lauter, Sezgin und Mohammed trommeln und schnipsen rhythmisch mit den Fingern. Blitzschnell unterbricht Gertrud Graf den Unterricht: „Sezgin und Mohammed“, sagt sie, „ihr verwechselt den Unterricht gerade mit einer Probebühne. Achtung: zwei Minuten für Sezgins und Mohammeds Performance.“ Sie bittet die Schüler freundlich nach vorne. Zunächst zieren sie sich ein wenig, dann legen die Jungs eine gekonnte Beatboxperformance hin. „Wenn sie ein hohes Bildungsniveau haben wollen, müssen die Schüler zwar den Sprung ins Fachwissen und in die deutsche Sprache tun. Aber sie dürfen die kommunikative Kompetenz, die sie haben, das Spielerische, das Energetische, das Ekstatische dabei nicht aufgeben, sondern müssen es integrieren.“ Jusuf stört auch öfter den Unterricht. Weil er gerne Witze reißt, hat Frau Graf ihn offiziell damit beauftragt, ihre Stunde alle paar Minuten mit Witzen zu unterbrechen – was er seither aber nicht mehr macht. Seine komödiantische Seite könnte Jusuf später beruflich nutzen.

„Störungen“ sind für Gertrud Graf nicht Hindernisse im Lehrprozess, sondern Möglichkeiten, den Ausdruck der Schüler wertzuschätzen und so in eine Demonstration der eigenen Fähigkeiten umzulenken. Später sollen die Jugendlichen vortragen, was sie vom Förderunterricht erwarten. „Jeder Mensch ist Experte für seine Probleme und seine Lösungen“, sagt Gertrud Graf. Sie möchte den Jugendlichen beibringen, Verantwortung zu übernehmen. „Deshalb erwarte ich von den Schülern, dass sie mir als Lehrerin einen Auftrag erteilen“, sagt sie.

Also muss zunächst die persönliche Auftragslage für den Förderunterricht geklärt werden: Was ist mein Problem, wie kann ich es lösen? „Mein Problem ist, dass ich gleich frech werde, wenn mir jemand blöd kommt. Ich löse es, indem ich lerne, ruhiger zu werden“, sagt Sarah. Viviane will sich in Mathe helfen lassen. Sie ist 15 und hat einen einjährigen Sohn. Als sie wegen ihrer Schwangerschaft nicht mehr zum Unterricht kommen konnte, schickte Gertrud Graf die anderen Mitschüler zum Unterrichten an Vivianes Bett. Viviane schaffte es so, im Klassenverband zu bleiben. Frau Graf möchte ihren Schülern ein Bewusstsein für Eigensinn und Gemeinsinn verschaffen. Auch eine Bleiberechtskampagne für einen Mitschüler hat sie mit ihrer Klasse erfolgreich

durchgeführt. Damit die Jugendlichen lernen, ihre Fähigkeiten richtig einzuschätzen, filmt Gertrud Graf den Unterricht und lässt die Schüler selber eine Note für ihre Leistungen finden. „Fünf Minuten noch!“, ruft Iskender in den Klassenraum. Er ist bei Frau Graf für das Zeitmanagement verantwortlich. Andere Ämter sind der Energiewart, der Sekretär und der Fotograf. Im Kasten „Stellenbeschreibungen“ hinten im Raum sind die Aufgaben genau erklärt.

An der Fröbelschule in Bochum wird den Jugendlichen beigebracht, wie man Hartz-IV-Anträge schreibt und mit 347 Euro im Monat haushält. Frau Graf hält nichts von einem solchen „Modell des Verlierens“. Sie sieht die Schüler als Unternehmer im Sinne von Menschen, „die etwas unternehmen wollen“. Sie bereitet ihre Schüler darauf vor, die eigenen Kompetenzen zu entwickeln – und dabei Spaß zu haben. Früher sah sich Gertrud Graf als eine Pädagogik-Rebellin. Aufgewachsen in einer Viergenerationenfamilie auf dem Bauernhof wurde unternehmerische Eigeninitiative für sie zum kleinen Einmaleins. Heute versteht sich die Fachbereichsleiterin für Deutsch als Anwältin der Jugendlichen. Als Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für systemische Pädagogik schreibt sie über ihre eigenen Projekte Fachartikel und sucht nach neuen Ansätzen: Welche kreativen Lösungen wurden anderswo gefunden? Was funktioniert global? Nebenbei und mittendrin arbeitet sie als Systemischer Coach und Familientherapeut. Als sie nach vielen unterschiedlichen Karrieren unter anderem in Verkauf und Marketing ihre Laufbahn als Lehrerin begann, fiel ihr vor allem auf, wie viele Ressourcen im Schulsystem verschleudert würden. Das wollte sie ändern. „Natürlich ecke ich mit meinem Modell an“, sagt sie. Aber sie hat eine Vision. Sie will das Einzigartige im Menschen wecken und dabei helfen, es in die Gesellschaft einzubringen.

Weltverbesserer brauchen eine solche Vision. Aber wie viele haben tolle Ideen und setzen sie doch nie um? Und wie viele Jüngere mussten sich schon von Älteren anhören: „Ach, ihr mit eurem Idealismus. Man kann ja doch nichts ausrichten.“ Diesen „Geist der Entmutigung“ wollten die Pädagogin und Organisationsentwicklerin Jutta Goldammer, 36, und der Architekt Boris Goldammer, 35, nicht hinnehmen. Sie gründeten die Akademie für Visionautik. Dort sollen Menschen lernen, Visionen zu entwickeln und professionell umzusetzen. Die Visionautik fußt einerseits auf einem im Geiste entworfenen Bild, der Vision, andererseits auf der Kunst des Steuerns, der Nautik. Sie soll das verheißungsvoll entwickelte Zukunftsbild in ein konkretes Projekt, ein fahrbares Schiff, verwandeln und dieses über die stillen Fahrwässer vorhandener Strukturen hinauslenken. Zwei Jahre soll der Aufbaustudiengang dauern, in dem externe Dozenten anhand kleinerer Projekte die „Visionauten“ mit Techniken der Reflexion, des Projektmanagements, der Organisationsgestaltung und Kreativübung vertraut machen. Am Ende werden die Absolventen samt Businessplan, Förderung und Vernetzung in ihr „Lebensprojekt“ – vielleicht eine Unternehmensgründung, ein Spielfilm, ein Verein – entlassen.

Um gemeinschaftlich die inhaltliche Entwicklung der Akademie voranzutreiben, haben Jutta und Boris 30 einander bislang unbekannte Menschen zu einem visionautischen Workshop versammelt. Sie sind zwischen 20 und 60 Jahre alt, Werber, Vertriebsleiter, Unternehmensberater, Yogalehrer, Hausmänner oder Grafiker von Beruf. Von Gesinnung sind sie Visionäre. Sie sitzen zwischen Kostenkalkulationen, bunten Post-its, Papierschnipseln und großen Flipcharts in einer lichtdurchfluteten Kreuzberger Fabriketage und diskutieren. Welche Voraussetzungen sollen Menschen mitbringen, die Visionen umsetzen wollen? Brauchen sie Berufserfahrung oder reicht das Abitur? Sollte man die Zielgruppe überhaupt eingrenzen? Das sind die Fragen in der Marketinggruppe. Gegenüber streitet die Wertegruppe, ob Kritikfähigkeit und

Wir Visionauten.

Verantwortungsbewusstsein in einer Art ethischem Teilnahmekodex der Akademie festgeschrieben werden können. Die Arbeitsgruppe Curriculum kauert auf einem zehn Meter langen Zeitstrahl aus Pappe und bastelt an einem biodynamischen Tagesablauf: zehn bis zwölf Uhr Inputphase, zwölf bis 12:30 Uhr Verarbeitungsphase, mittags Auftankphase mit Tai-Chi, Spazierengehen, Essen oder Schlafen, 15 bis 18 Uhr Outputphase, Freitags frei. In einer halben Stunde ist Pause mit Bioeis und Himbeeren, dann geht das Brainstorming weiter.

Boris' und Juttas Vision ist älter als ihre beiden Kinder, Leon, acht, und Silvan, fünf. Neben ihren Kindern und einem Minimum an Arbeit für den Lebensunterhalt widmen sie inzwischen all ihre Zeit und Energie der Visionautik. Was treibt die beiden an? Vor zehn Jahren war Jutta auf einem Kongress: „Es wurde tagelang eine einzige Frage bewegt, nämlich ob die Welt besser durch viele kleine Schritte oder durch eine große Revolution verändert werden sollte“, erinnert sie sich. Als sie am Ende des Kongresses aufstand und die 200 Anwesenden fragte, was denn kommen solle, wenn die Revolution möglicherweise erfolgreich wäre, kam als Antwort: nichts. Jutta und Boris beschlossen, eine Werkstatt für Zukunftsgestaltung zu gründen. Multiplikatoren zu sein, um nicht nur einer, sondern vielen guten Ideen den Sprung in die Wirklichkeit zu verhelfen.

Ihre gedankliche Ausgangslage entspricht dem negativen Bild der Zukunft, das jeder inzwischen zu gut kennt: Die Artenvielfalt schwindet, das Klima wandelt sich, die Renten sind auch nicht mehr sicher, Unsicherheit breitet sich aus. Der wohlfahrtsstaatliche Traum, jeder Generation würde es einmal besser gehen als der vorherigen, scheint endgültig ausgeträumt. „Wir haben den Zenit überschritten“, sagt Boris. Und hielten deshalb an dem fest, was noch da ist. „Aber wenn wir verkrampft festhalten, was wir noch haben, dann finden wir keine neuen Lösungen, dann gibt es nur alte Lösungen für alte Probleme.“

Visionautische Projekte erfordern deshalb Weitblick. Den Blick über das Bestehende hinaus. „Wir wollen nicht Mittelmäßiges ein zweites Mal aufwärmen“, sagt Jutta. Global denken lokal handeln, Freiräume ausweiten, Ideen entwickeln, die multiplizierbar sind und anderen als Vorbild dienen können – das zeichnet ein visionautisches Projekt aus. „Ziele anstreben, zu denen man wirklich, wirklich hin will“, sagt Jutta in Anlehnung an Frithjof Bergmann, der mit seinem Konzept des „Wirklichwirklichwollens“ ein neues Verständnis von Arbeit entwickeln wollte. Wie wünsche ich mir die Welt von morgen und was ist mein Einfluss darauf? „Dafür ist es notwendig, in die Zukunft zu schauen, statt auf Zustände, von denen man weg will“, sagt Jutta und bevorzugt deshalb das Wort zukunftsfördernd anstelle von nachhaltig. Ideen und Projekte, die möglichst vielen Menschen ein gelingendes Leben ermöglichen – das ist es, was Jutta und Boris mit der Akademie für Visionautik erreichen wollen. Derzeit entsteht ein tragfähiges Finanzierungsmodell für die Akademie, 2009 will man ein Sommercamp veranstalten und 2010 kann, wenn alles gut geht, der Pilotjahrgang Visionautik an den Start gehen.

Ein ähnlich weltverbesserisches Projekt ist von London nach Berlin geschwappt: das selfHUB. Frauke Godat, 32, ist eine der Leiterinnen. Auch sie ist eine Multiplikatorin und steht für etwas, ohne das Weltverbesserung heute nicht mehr auskommt: internationale Vernetzung. Wer gesellschaftlich etwas verändern und erreichen will, muss – da er eben global und fachübergreifend denkt – gut vernetzt sein und bereit sein, von anderen zu lernen. Das selfHUB ist eine Arbeitsplattform für Social Entrepreneurs: werteorientierte Führungskräfte, Idealisten, Erfinder, Aktivisten, die durch ihre Arbeit oder ihr Unternehmen einen positiven Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme leisten möchten. Je nach Bedarf können sie sich stundenweise oder unbegrenzt im selfHUB einmieten – bei elf Euro für fünf Stunden die Woche

Soziale Pioniere.

inklusive WLAN, Telefonmitbenutzung, Kaffee und Tee geht es los. Start-ups, Studenten und Weltverbesserer in Gründung erhalten 50 Prozent Ermäßigung. Gleichzeitig ist das selfHUB ein internationales Netzwerk mit Weiterbildungsangeboten, Fachseminaren und Möglichkeiten der Begegnung.

Die Idee des Gründers Jonathan Robinson war es, eine Drehscheibe (englisch: hub) von sich gegenseitig ergänzenden und unterstützenden Dienstleistungen zu schaffen, die den fruchtbaren Boden für soziale Innovationen bieten. Entstanden ist ein Umfeld, in dem die ansonsten oft eigenbrötlerisch arbeitenden Selbständigen voneinander lernen, sich austauschen und zusammen arbeiten können. Inzwischen gibt es selfHUBs auch in São Paulo, Johannesburg und Barcelona. Montags morgens um 9:30 Uhr treffen sich die Berliner „sozialen Pioniere“ zum Mitgliederfrühstück. Sie sitzen an einem riesigen, reich gedeckten Tisch zwischen Kunstwerken aus Pappe und robusten Möbeln. In der perfekt ausgestatteten Küche sind alle Mülleimer und Schubladen beschriftet, alles ist weiträumig, stilvoll, einladend. Man kennt sich oder lernt sich kennen, zu zweit oder dritt werden Ideen weitergesponnen oder Termine gemacht. Rechts am Tisch sitzt Phil von Ecofashion. Sein Internetportal informiert über die letzten internationalen Trends in der ökologischen Textilanfertigung. Houda daneben ist von Ashoka Youth Venture, das in Teams junger Menschen investiert, die langfristige, soziale Projekte umsetzen wollen. Heidi ist Existenzgründungsberaterin und unterhält sich gerade mit Jens, der einen Mehrgenerationenspielplatz plant. Neben ihm sitzt Alan, der nachhaltige Architekturkonzepte unter dem Namen „Lofthouse“ entwickelt. Melanie sucht gerade einen Weg, sich als Beraterin für Genderfragen in Unternehmen zu etablieren. Von Ilona, die neben ihr einen Kaffee schlürft, stammt das Kunsthandwerk und Design aus recyceltem Material.

Seit Januar 2008 gibt es das selfHUB in Berlin (changeX berichtete). Frauke Godat hat es mit aufgebaut. Für ihre Arbeit bekommt sie 9,30 Euro die Stunde, aber die letzten Monate hat sie die Stunden nicht aufgeschrieben. „Es läuft ja alles gerade erst an“, sagt sie. Das Budget ist knapp. Frauke will etwas verändern, weil sie gesehen hat, was Menschen in Bewegung setzen und wie sie ungeahnte Potenziale ausleben können, wenn sie das richtige Umfeld dafür finden. Das hat Frauke auch an sich selber erlebt – sie hat sich von introvertiert in extrovertiert verwandelt, seit sie mehr Handlungsspielraum für eigene Ideen hat. Die Politikwissenschaftlerin hat lange im Ausland gelebt und wollte ursprünglich beim Auswärtigen Amt anheuern, landete dann aber bei Greenpeace, wo sie erfahren musste, dass trotz der aktionistischen Ausrichtung auch hier Veränderungsprozesse schwierig und die Gestaltungsspielräume des Einzelnen gering waren. Vor allem aber suchte sie ein anderes Gesellschaftsbild. Eines, das auf Wertschätzung beruhte. „Die waren in diesem alten Denken verhaftet: Wir sind die Guten, ihr die Bösen. Sie dachten: Ihr müsst was ändern! Anstatt zu fragen: Was müssen wir alle ändern?“ Nicht: Was ist negativ und wie kann man es verändern? Sondern: Was ist positiv und wie kann man das unterstützen? – Das ist es, was Frauke leitet. So kam sie zu der Kampagne „we are what we do“, das der Londoner Sozialarbeiter David Robinson initiiert hat: Mit lustigen Kampagnen und von Scholz & Friends gestalteten Büchern, die in Supermärkten verkauft wurden, wollte die Initiative auch die breite Masse ansprechen und so die Welt durch viele kleine, alltägliche Veränderungen ein Stück besser machen. Besonders die trendige, bunte Gestaltung der Kampagne gab dem oft mit Aufopferung und wenig Spaß verbundenen Weltverbesserungsgedanken plötzlich ein cooles Image. Das Buch wurde ein internationaler Bestseller. „Man kann mit dem erhobenen Zeigefinger kommen oder man kann Menschen inspirieren“, sagt Frauke.

Andere inspirieren und sich inspirieren lassen sieht Frauke als Voraussetzung für globales Verbesserungsdenken. Ein Denken, das sich nicht abgrenzt,

sondern verbindet. Dafür müsse es einen Raum geben, in dem ungehemmt gedacht und unvoreingenommen überlegt werden könne. Um Anregungen, Feedback oder sogar Kontakte und Mitarbeit zu bekommen. Wertschätzung, Eigenverantwortlichkeit und konstruktives Feedback sind die Werte, auf denen die Arbeit im selfHUB aufbaut – so steht es in der Satzung. Probleme sollen in Chancen umgewandelt, Ressourcen freigesetzt und alle Stimmen gehört werden. Träger des selfHUB ist eine Genossenschaft. 40 Spender haben mit mindestens 500 Euro in die Institution in den Elisabethhöfen in Kreuzberg investiert. Warum? Weil sie daran glauben, dass die Nutzer des selfHUB als Sozialunternehmer und Vorreiter eines ökologischen Wirtschaftsmodells, das Natur und Markt, Mensch und Produkt nicht länger trennt, Lösungen für die brennenden gesellschaftlichen Probleme des 21. Jahrhunderts haben.

Gertrud Graf, Jutta und Boris Goldammer und Frauke Godat stehen für ein neues Modell von gesellschaftlichem Wandel. Aus linkem Radikalismus ist linker Liberalismus geworden. In vielen weltverbesserischen Ansätzen sind wirtschaftliche Freiheit und steigendes Wachstum bei mehr sozialer Verantwortung (und weniger staatlicher Lenkung) erwünscht oder sogar Voraussetzung. Ein Denken, das soziale Gerechtigkeit und internationale Solidarität in den Mittelpunkt stellt, versteckt sich längst nicht mehr in der Blumenkinder-Schmuddelecke der Gesellschaft, sondern hat Einzug in die Wirtschaft gehalten.

Die neuen Weltverbesserer haben nun Marx vom Kopf auf die Füße gestellt. Für sie bestimmt nicht das Sein das Bewusstsein. Während die früheren Revolutionäre das System, also das Sein zu verändern suchten, damit sich auch das Bewusstsein ändere, denken heutige Weltverbesserer andersherum. Sie fangen nicht mit dem System, sondern mit dem Bewusstsein an, und auch nicht mit dem Bewusstsein aller, sondern mit dem eigenen und dem Einzelner. Mit dem Bewusstsein von morgen – Was ist zukunftsfördernd für alle? Was ist ökologisch? Was bringt Synergieeffekte? – machen sie sich an nutzbringende Arbeiten, die neue Freiräume schaffen und dadurch, so hoffen sie, auch ein anderes, gerechteres Gesellschaftssystem mit sich bringen. „Früher wollte ich die Welt groß verändern. Aber das ist ein veraltetes Weltbild. Heute schaue ich, was ich in den kleinen Welten verändern kann“, sagt die Lehrerin Gertrud Graf.

Aber ist das ausreichend angesichts globaler Probleme? Oder sind all diese Projekte nur Kosmetik für Globalisierungsverlierer? Kann die Welt so verändert werden? Jutta und Boris Goldammer wissen es nicht. Aber sie glauben daran, dass Gutes Gutes anzieht. Dass es Kreise zieht. Dass alles miteinander verbunden ist. Für sie ist „die Gesellschaft“ nicht ein System – und damit etwas schwer Veränderbares –, sondern ein Geflecht aus Beziehungen von Menschen zu Menschen. Studenten wollen heute, so fand kürzlich eine Umfrage der *Zeit* heraus, weniger für Freiheit und Gerechtigkeit aller kämpfen, sondern sich mehr für die Menschen in ihrem eigenen Umfeld einsetzen. Sind sie dadurch unpolitischer? „Die Grenze“, schrieb ein Unbekannter an die Yorckbrücke, „verläuft nicht zwischen oben und unten, sondern zwischen mir und dir.“

Vielleicht fängt nachhaltige Weltverbesserung genau hier an.

Imke Wangerin, Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin, arbeitet als freie Journalistin in Berlin.

Die Grenze zwischen mir und dir.